

## **50 JAHRE IDS**

Grußworte, Festvorträge und Impressionen der  
Jubiläumsfeier des Instituts für Deutsche Sprache



**50 JAHRE IDS**





# **50 JAHRE IDS**

Grußworte, Festvorträge und Impressionen der  
Jubiläumsfeier des Instituts für Deutsche Sprache

Herausgegeben vom Institut für Deutsche Sprache

[www.ids-mannheim.de](http://www.ids-mannheim.de)

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2014 • ISBN: 978-3-937241-50-0

© 2014 Institut für Deutsche Sprache

R 5, 6-13, 68161 Mannheim

Layout: kayserreich, Wiesbaden; [www.kayserreich.com](http://www.kayserreich.com)

Redaktion: Melanie Steinle, Institut für Deutsche Sprache

Farb-Fotos: Gülay Keskin, [www.keskin-arts.com](http://www.keskin-arts.com)

Druck: Seltersdruck & Verlag Lehn GmbH & Co. KG

Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung der Copyright-Inhaber unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

# BEGRÜSSUNG DURCH DEN DIREKTOR DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE,

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger

Guten Abend!

Als Direktor des Instituts für Deutsche Sprache heiße ich Sie heute hier alle zur Feier des 50-jährigen Bestehens des Instituts herzlich willkommen.

Sehr geehrte Frau Ministerin, liebe Frau Bauer, es ist uns eine besondere Ehre, dass Sie, bei den vielen Leibniz-Instituten, die es in Mannheim hat, heute bei dem richtigen gelandet sind. – Für die, die das nicht so genau wissen müssen: Beim Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (dem ZEW) ist Frau Bauer die Vorsitzende des Stiftungsrates. Und als weitere solche Einrichtung hat das sozialwissenschaftliche Institut GESIS seinen Sitz nicht weit von hier. Wie gesagt, es freut uns sehr, dass Sie die Zeit gefunden haben, zu uns zu kommen. Aber Sie kennen das IDS ja schon, da Sie mein Haus ja vor einiger Zeit bereits besucht haben, so dass Sie wussten, was auf Sie zukommt.

Als zweites kann ich eine hochrangige Person, aber auch eine alte Freundin aus Sprachsratszeiten begrüßen. So darf ich Sie vielleicht hier einführen, weil ich gar nicht weiß, welchen Ihrer vielen Titel ich verwenden sollte, Frau Limbach. Liebe Jutta Limbach: Es ist eine Freude und Ehre, dass Sie die Einladung, bei uns heute den Festvortrag zu unserem Jubiläum zu halten, ohne Zögern angenommen haben und dass Sie heute hier sind. Und ich selbst freue mich sehr, dass wir uns bei dieser Gelegenheit wieder einmal persönlich treffen. Wir haben in der Zeit, als Sie die Präsidentin des Goethe-Instituts waren, regelmäßig miteinander Kontakt gehabt in unseren gemeinsamen Bemühungen um die deutsche Sprache. Und Sie haben sich nicht nur amtlich als Präsidentin des Goethe-Instituts um die deutsche Sprache gekümmert, sondern auch selbst ein Buch über



Zustand und Zukunft des Deutschen geschrieben, das davon zeugt, wie tiefgehend Sie sich mit diesen Fragen beschäftigt haben.

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, lieber Herr Kurz und liebe Frau Bürgerrmeisterin Freundlieb – wenn ich Sie so als die Vertretung der Stadt, in der das IDS zu Hause ist, in eins fassen darf, auch Sie darf ich ganz herzlich begrüßen. Ihre doppelte Anwesenheit zeugt von der engen Verbindung von Stadt und Institut. Frau Freundlieb vertritt die Stadt als Mitglied im Stiftungsrat des IDS und Herr Kurz hatte diese Funktion ebenfalls lange Zeit inne, bevor er zum Oberbürgermeister gewählt wurde – so dass wir uns ebenfalls schon länger kennen. Die Stadt unterstützt uns in vielerlei Hinsicht und aus gegebenem Anlass darf ich mit besonderem Dank darauf hinweisen, dass uns auch heute die Stadt durch Ihre Unterstützung ermöglicht, diesen Abend mit dem anschließenden Empfang so schön feiern zu können, wie wir das jetzt tun. So menschenfreundlich zu sein, ist für öffentliche Institutionen nicht immer ganz leicht.

Ich begrüße mit Herrn Mayer den Präsidenten der Leibniz-Gemeinschaft, der sich um den Zusammenhalt der Vielfalt der Institute kümmert, die sich unter diesem Dach findet, und damit auch um das IDS. Ich freue mich, dass ich mit ihm ebenfalls jemanden begrüßen kann, mit dem mich eine Phase intensiverer Zusammenarbeit – im Präsidium der Leibniz-Gemeinschaft – verbindet. Wir fühlen uns besonders geehrt, da ich weiß, dass Sie noch bis heute Nachmittag eine Präsidiumssitzung in Berlin hatten, von der Sie unmittelbar hierher geeilt sind. Herzlich Willkommen!

Ich darf dann die Vertreterinnen und Vertreter der benachbarten Universitäten und Hochschulen sowie die Kolleginnen und Kollegen aus diesen Institutionen begrüßen, darunter in Sonderheit die Vertretung der Rektorate der Universitäten Heidelberg und Mannheim, wobei ich aus Höflichkeit die etwas entferntere Universität als erste genannt habe, da ich an der Universität Mannheim ja selbst Professor bin.

Gerne begrüße ich auch Frau Uhlig, die Leiterin der Sprachabteilung des Goethe-Instituts, die jetzt unsere Partnerin in der Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut ist.

Da ich mich, wie Sie vielleicht bemerkt haben, bei meinem Begrüßungsmarathon von außen nach innen an das Institut annähere, darf ich jetzt ganz herzlich die Vertreter der Landes- und Bundesministerien in unserem Stiftungsrat begrüßen, Herrn Messer vom Ministerium für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg und Herrn Kahler vom Bundesministerium für Bildung und Forschung; sie sind gleichzeitig Vorsitzender und stellvertretender Vorsitzender des Stiftungsrates des IDS – in dieser amtlichen Funktion werden wir uns dann morgen treffen. Ebenfalls dem Stiftungsrat gehört Frau Kern vom Referat Kultur des Auswärtigen Amtes an, die ich ebenfalls sehr gerne hier begrüße.

Ich freue mich, das neue Vorstandsteam des Vereins der Freunde des Instituts für Deutsche Sprache, die Herren Jorek und Osewold, an diesem Abend hier begrüßen zu dürfen, die uns mit Freundlichkeit und Energie in unserer Arbeit unterstützen.

Damit auf der fachlichen Seite angekommen, begrüße ich ganz herzlich die ehemaligen Präsidenten des Hauses, der älteste davon ist Siegfried Grosse, der selbst in diesem Jahr noch seinen neunzigsten Geburtstag feiern wird, und der im Amte war, und die Feier prägte, als das Institut im Jahr 1989 25 Jahre hinter sich gebracht hatte. Ich freue mich, dass er da ist. Und das gilt natürlich genauso für die seither folgenden Präsidenten und Vorsitzenden des wissenschaftlichen Beirats, die Herren Horst Sitta, Friedhelm Debus, Heinrich Löffler, Norbert Richard Wolf, Beatrice Primus und die derzeitige Beiratsvorsitzende Angelika Linke. Mit ihr begrüße ich auch all die anderen Mitglieder des jetzigen Wissenschaftlichen Beirats, die sich hier eingefunden haben, alle ihre Vorgängerinnen und Vorgänger und die jetzigen und früheren Mitglieder des Internationalen Wissenschaftlichen Rates.

Ich grüße die früheren Direktoren des Hauses, Gerhard Stickel, Ulrich Engel, der wegen einer akuten gesundheitlichen Schwäche heute nicht hier sein kann in absentia, sowie Herrn Rainer Wimmer.

So im Kern des Hauses angekommen grüße ich alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses – auch die ehemaligen –, denen das Fest

ja mindestens ebenso gehört wie dem Direktor, der ja auch ein Mitarbeiter des Hauses ist.

Ich freue mich, dass Sie alle hierher gekommen sind, um mit uns das 50-jährige Bestehen des Hauses feierlich zu begehen. Nach diesen Willkommensgrüßen will ich jetzt hier enden – zu einigen inhaltlichen Dingen über das Institut werde ich mich im Verlauf des Programms noch zu Wort melden.

Bevor das Programm dann mit der Reihe der Grußworte beginnt, darf ich noch die Musik begrüßen: „Mine und Band“. Dass „Mine und Band“ für uns spielen werden, hat mit unserer Stadt Mannheim zu tun: Mine und ihre Musiker sind Absolventen der Pop-Akademie, und es hat mit dem IDS zu tun: Ihre Texte sind Deutsch.

Ich wünsche uns allen einen Abend, an den wir gerne zurückdenken, und darf die Frau Ministerin um das erste der Grußworte bitten.

# GRUSSWORT DER MINISTERIN FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST IN BADEN-WÜRTTEMBERG,

Theresia Bauer

*Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
sehr verehrter Herr Oberbürgermeister Kurz,  
verehrter Herr Präsident Mayer,  
verehrte Frau Professorin Limbach,  
lieber Herr Professor Eichinger,  
liebes Festpublikum,*



ein halbes Jahrhundert Institut für Deutsche Sprache! Das ist ein außerordentlich schönes Datum, und ich bin froh, dass ich mit Ihnen diesen Tag begehen und mit Ihnen zusammen feiern kann! Ein halbes Jahrhundert Beobachtung der deutschen Sprache, ein halbes Jahrhundert Erforschung von Kontinuität und Wandel. Und mit 50 – das wissen Sie sehr genau – mit 50 ist man ja den Kinderschuhen längst entwachsen! Als Mensch genauso wie als Institution.

Und ich glaube, am Institut für Deutsche Sprache kann man sehr gut erkennen, dass diese Jahrzehnte, auf die wir heute zurückblicken, gut genutzt wurden. Es wurde eine Expertise entwickelt, die in Deutschland und weit über Deutschland hinaus in aller Welt ein großes Ansehen genießt. Es ist im Bereich der Forschung und ebenso im Bereich des Service Enormes auf den Weg gebracht worden. Und das IDS bewegt sich, bestätigt von der Leibniz-Gemeinschaft durch eine Evaluation im Jahre 2010, auf allerhöchstem Niveau! Ich glaube, ein Grund, warum diese Erfolgsgeschichte so funktioniert hat, liegt darin, dass es das IDS in gewisser Weise seinem Forschungsgegenstand gleich tut, indem es nämlich wissenschaftliche und gesellschaftliche

Herausforderungen immer wieder annimmt und sich kontinuierlich verändert, sich wandelt und diesen Veränderungsprozess hervorragend meistert!

In diesem Sinne betrachtet das IDS die deutsche Sprache inzwischen auch dezidiert unter einem europäisch vergleichenden Blick. Gemeinsam mit den Universitäten Tübingen und Stuttgart beteiligt sich das IDS an der CLARIN-Initiative und fördert den Aufbau europäischer Forschungsinfrastrukturen. Es ist ein Projekt, das vom Wissenschaftsministerium des Landes unterstützt und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung getragen wird. In diesem Zusammenhang, sehr geehrter Herr Dr. Kahler, möchte ich mich auch bei Ihnen ganz herzlich bedanken für das gute Zusammenspiel über die Grenzen und Ebenen hinweg.

*Gutes Zusammenspiel* ist ein wichtiges Stichwort! In einer besonderen Weise auch ein Markenzeichen für das IDS selbst. Denn das IDS hat es geschafft, in den letzten Jahrzehnten eine Vielzahl von Kooperationen, Verbünden und Netzwerken herzustellen und damit eine Erfolgsgeschichte zu schreiben. Wir wissen, dass wir in einer Wissenschaftswelt, die von Wettbewerb geprägt ist, eigentlich sehr stark davon profitieren, dass Institutionen in der Lage sind, mit den richtigen Partnern zu kooperieren. Wettbewerb gelingt nur durch gute, kluge, strategisch richtig gesetzte Kooperation. Und das IDS weiß genau dieses in die Tat umzusetzen und hat gezeigt: Brillante Forschung entsteht genau durch diese Partnerschaften, durch diesen Austausch, durch diese Verbindung, durch die Kontakte, die gepflegt werden, die ausgebaut werden. Dieses Gebot der Stunde hat das IDS sehr früh erkannt und hat ein dichtes Netzwerk aufgebaut.

Von Seiten der Landesregierung versuchen wir, diesen Kooperationsgedanken ganz nach vorne zu stellen bei dem neuen Landeshochschulgesetz, das jetzt in die Zielgerade einbiegt und in wenigen Tagen verabschiedet werden wird. Wir wollen mit dem Hochschulgesetz Kooperation, das Schaffen von Verbünden, ganz nach vorne stellen, um Zentrenbildung und Verbundbildung, sowohl innerhalb der Einrichtung als auch über die Einrichtungen hinweg, zu erleichtern und zu unterstützen.



Das IDS, wie gesagt, hat die Zeichen der Zeit schon längst erkannt und auch über die Landesgrenzen hinweg viele dieser Kooperationen aufgebaut. Aber die Basis ist sicher! Sie haben es eben, Herr Professor Eichinger, auch schon angedeutet: Die Basis ist sicher! Im ganz nahen Umfeld, mit den starken Partnern Universität Mannheim und Universität Heidelberg, haben Sie sich ein stabiles Fundament aus Kooperationen geschaffen. Darauf aufbauend aber eben weitere Verbindungen hergestellt, nach Italien, nach Polen, nach Russland, nach China und in etliche Länder mehr! Das IDS ist zu *der* zentralen Anlauf- und Vernetzungsstelle geworden, wenn es darum geht, die deutsche Sprache zu untersuchen, und es ist eine einzigartige Einrichtung geworden, sowohl im Bereich der Forschung als auch im Bereich des Service rund um Fragen der deutschen Sprache.

Ich bin mir sicher: Viele dieser Partner des IDS sind heute Abend hier und haben einen guten Grund zu feiern! Es ist ja auch eine sehr schöne Angelegenheit, eine Einrichtung, die sich eine solche Reputation erworben hat, zu beglückwünschen und zu beklatschen. Anerkennung gibt es von vielen Seiten, nicht nur von der Leibniz-Gemeinschaft selbst, sondern auch von der Stadt Mannheim zum Beispiel. Denn das IDS war ja, wenn ich richtig informiert bin, die erste Einrichtung, die mit dem Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim für linguistisch herausragende Forschungstätigkeit geehrt wurde. An dieser Stelle möchte ich Herrn Oberbürgermeister Kurz nochmals explizit dafür danken, dass die Zusammenarbeit mit der Stadt immer so gut funktioniert hat. Und Sie sind ja auch im Stiftungsrat vertreten. Auch das ist wichtig für das Gelingen und das gute Auftreten einer Forschungseinrichtung.

Nicht zuletzt meine ich, dass das IDS ganz Herausragendes leistet, wenn es darum geht, Forschungsergebnisse in die Öffentlichkeit zu transferieren, Erkenntnisse in die Bürgerschaft hineinzutragen und sie nutzbar zu machen für einen Kreis, der über die enge wissenschaftliche Community hinausgeht. Zum Beispiel das Wissen über so wichtige und schöne Worte wie „Orange“ oder „Satin“ oder „Limonade“ oder „Safran“ – das Wissen darüber, woher diese Namen stammen. Also, in diesem Fall aus dem Arabischen. Aber auch Wissen, das in der gesellschaftlichen Debatte wichtig und notwendig ist, wenn es

zum Beispiel um die Frage geht, wie es mit den Deutschkenntnissen unserer Migrantenkulturen aussieht. Auch da kann man sich vom IDS mit Argumenten bestücken lassen. Oder die Frage: Welchen Einfluss nimmt das Englische auf unsere Sprache, unsere Sprachentwicklung? Auch diese Debatten, die wir ständig in vielen Facetten führen, werden bereichert durch Erkenntnisse aus dem IDS selbst. Und ich glaube, das ist auch ein gutes Beispiel dafür, dass uns die Geisteswissenschaften Orientierungswissen geben müssen, das eben weit über die Kreise der Wissenschaft selbst hinausreicht und die gesellschaftliche Debatte insgesamt bereichern kann und soll.

Das IDS blickt auf erfolgreiche Jahrzehnte zurück, und so ein Erfolg hat ja meistens viele Mütter und Väter. Und deswegen möchte ich an dieser Stelle all denen, die zum Gelingen und zur erfolgreichen Entwicklung des IDS beigetragen haben, „Danke“ sagen für das, was Sie geleistet haben! Den früheren Direktoren, dem Stiftungsrat, den wissenschaftlichen Beiräten, aber vor allem auch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die tagtäglich ihre Arbeit im IDS tun! Für Ihr vorbildliches Engagement: Danke!

Noch einmal an Sie alle herzlichen Glückwunsch! Ich wünsche Ihnen auch für die kommenden 50 Jahre alles Gute, viel Erfolg und ein produktives Bearbeiten und Begleiten unserer lebendigen deutschen Sprache.

Vielen Dank!

# GRUSSWORT DES OBERBÜRGER- MEISTERS DER STADT MANNHEIM,

Dr. Peter Kurz

*Sehr geehrte Frau Ministerin Bauer,  
sehr geehrte Frau Professorin Limbach,  
sehr geehrter Herr Professor Eichinger,  
sehr geehrter Herr Professor Mayer,  
meine sehr geehrten Damen und Herren,*

ich bin gekommen, um dem Institut für Deutsche Sprache namens der Verwaltung – Frau Kollegin Dr. Freundlieb ist mit anwesend – namens des Gemeinderates und namens der Bürgerschaft zu fünfzig Jahren herausragender Entwicklung und Forschungsleistung zu gratulieren, die uns auch als Stadt stolz macht. Ich schließe mich gleich den guten Wünschen an und hoffe auf mindestens fünfzig weitere Jahre positives und gutes Wirken!

Wir sind – ich habe es gesagt – in besonderer Weise stolz und haben in vielerlei Hinsicht einen besonderen Bezug zum Institut für Deutsche Sprache. Als junge Universitätsstadt verfügen wir über wissenschaftliche Institutionen, die sich in ihren oftmals ebenfalls jungen Jahren einen besonderen Rang erarbeitet haben. Unter den Leibniz-Instituten, von denen wir ja immerhin drei in unserer Stadt haben, ist das Institut der Deutschen Sprache das Älteste. Die wissenschaftliche Prägung unserer Stadt ist noch jung, aber dennoch ist sie sehr vital und sehr präsent. Diese Entwicklung ist für uns sehr wohltuend, denn eine wissenschaftliche Orientierung und wissenschaftliche Institutionen kann eine Stadt auch insgesamt entsprechend bewegen und entwickeln.

Die Wurzeln des Instituts für Deutsche Sprache resultieren unmittelbar aus der deutschen Teilung: Das Sprachzentrum Deutschlands lag vor dem Krieg in Leipzig. Nach der Teilung suchte man eine neue



Heimat und ist auf Mannheim gestoßen. Daraus ist dann letztlich das Institut für Deutsche Sprache entstanden.

Mannheim hat eine längere Tradition in der Sprachforschung, die ich in diesem Rahmen in besonderer Weise erwähnen möchte. Unter Karl Theodor wurde die „Kurfälzisch Deutsche Gesellschaft“ begründet, wo man damals ein paar ehrliche und kompetente Männer zur Pflege der deutschen Sprache zusammengerufen hat – heute würden wir das natürlich „gendern“. Und das war in der damaligen Zeit epochemachend, weil unter anderem das Nationaltheater hervorgegangen ist. Die Idee eines Nationaltheaters, das heißt eines Theaters deutscher Sprache, ist nach dem Scheitern in Hamburg hier zum ersten Mal realisiert worden. Insofern gibt es neben der Nachkriegsgeschichte und der vergleichsweise jungen universitären Geschichte unserer Stadt- und Wissenschaftsgeschichte einen Verweis über fast 250 bzw. 240 Jahre hinweg in die Vergangenheit, dass es hier schon einmal Ansätze und erste Begründungen von Sprachforschungen und Auseinandersetzungen mit dem Deutschen gab.

Mannheim ist ein Ballungszentrum der deutschen Sprachforschung – neben dem Institut für Deutsche Sprache sind das Goethe-Institut und der Fachbereich für Germanistik und Medienwissenschaften der Universität Mannheim hier ansässig. Bis vor kurzem war Mannheim zudem Sitz des Dudenverlags – und es sei beklagt, dass er jetzt nicht mehr bei uns beheimatet ist. In unserer Stadt werden wesentliche Impulse für die Entwicklung und den Erhalt der deutschen Sprache gesetzt.

Aus der Konzentration von Institutionen mit Fachkompetenz für die Erforschung, Erfassung und Vermittlung der deutschen Sprache ist eine gemeinsame Initiative dieser Institutionen und dem Stadtmarketing entstanden, nämlich uns zur „Hauptstadt der deutschen Sprache“ auszurufen. In einer Stadt, in der es neben der Hochsprache noch einen charakteristischen Dialekt und – bedingt durch das Zusammenleben von über 170 verschiedener Nationalitäten – eine Vielzahl von unterschiedlichen Muttersprachen gibt, ist diese Bezeichnung etwas Einmaliges und bietet im Bereich der Sprachforschung vielfältige Möglichkeiten.

Das Institut für Deutsche Sprache spielt für uns hier in Mannheim eine bedeutende Rolle. Ziel des Instituts ist, die deutsche Sprache in ihrem gegenwärtigen Gebrauch zu erforschen und zu dokumentieren sowie ihren typologischen und historischen Ort als europäische Sprache zu beschreiben. Die Ergebnisse der Forschung werden in unterschiedlicher Abstraktheit und Detailliertheit und damit in verschiedenen Formen in der Öffentlichkeit akzentuiert.

Das IDS ist durch die Stadt Mannheim als Institution bereits über den Konrad-Duden-Preis gewürdigt worden, den wir zweimal an Institutionen vergeben haben, die sich heute Abend auch irgendwo wieder treffen – im Jahr 2009 dem Institut für Deutsche Sprache und anlässlich des 400-jährigen Stadtjubiläums im Jahr 2007 dem Goethe-Institut. Damals hat die damalige Präsidentin des Goethe-Instituts und heutige Gastrednerin, Frau Professor Limbach, den Preis entgegen genommen. Insofern schließt sich ein Kreis.

Ich muss an dieser Stelle entschuldigend anfügen, dass ich heute keinen Preis in dieser Form zu überreichen habe. Ich habe nur ein profanes Bild mitgebracht, aber wir können es vielleicht dadurch erhöhen, dass wir uns vornehmen, dass wir das dann gemeinsam in einem Sitzungsraum des Hauses der deutschen Sprache aufhängen.



Und natürlich die besten Wünsche für die nächsten 50 Jahre!  
Alles Gute dem Institut!

## GRUSSWORT DES PRÄSIDENTEN DER LEIBNIZ-GEMEINSCHAFT,

Prof. Dr. Karl Ulrich Mayer



*Sehr verehrte Frau Ministerin, liebe Frau Bauer,  
liebe Frau Kollegin Limbach,  
liebe Frau Kollegin Eckkrammer,  
liebe Heidelberger Kollegen,  
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,  
lieber Herr Eichinger,  
liebe Leibnizianerinnen und Leibnizianer,*

ich bedanke mich ganz außerordentlich für die Einladung zu dieser Festversammlung. Ich bin der Einladung sehr gerne nachgekommen, denn beim Institut für Deutsche Sprache handelt es sich um ein traditionsreiches Institut, dessen Geschichte – wie wir schon gehört haben – um einiges länger ist als die Geschichte der Leibniz-Gemeinschaft. Jakob Grimm schrieb einst, ich zitiere: „Unsere Sprache ist auch unsere Geschichte“ – und er hat damit bis heute recht behalten. In dieser Tradition steht das Institut für Deutsche Sprache hier in Mannheim und begeht in diesem Jahr sein fünfzigstes Jubiläum.

Was war vor 50 Jahren? Vor 50 Jahren saß ich an der Abiturrede zum Thema „Olympia im alten Griechenland“ und alle meine Klassenkameraden waren Skifahren. Weil ich die beste Note in Deutsch hatte, musste ich diese Rede feilen. Das hat mich dann auch dazu gebracht, danach sofort ein Germanistikstudium in Tübingen aufzunehmen. Das hat nicht so wahnsinnig weit geführt, aber immerhin zu einer Seminararbeit über „Parataxe und Hypotaxe im Werk von Uwe Johnson“. Dann ging ich zur Soziologie. Ich freue mich aber, dass jedenfalls gegen das Ende meiner aktiven Tätigkeit ich den Bogen zur Germanistik dann auf diese Weise und heute hier dann doch hinkriege.

Das IDS ist ein ganz herausragendes Institut der Leibniz-Gemeinschaft, auf das wir besonders stolz sind. In dem von der Grundlage

bis zur Anwendung wichtige Fragen erörtert werden, mit Neugier, aber auch mit Blick auf den gesellschaftlichen Nutzen. Die Themen, die Thematiken des IDS – die Grammatik, die Lexik und die Pragmatik – sind vielleicht besonders bedeutsam in einer Zeit, in der die digitale die analoge Kommunikation zu überholen scheint. Sprache wandelt sich dabei und muss darin begleitet werden. Und wir freuen uns natürlich, dass nicht nur die NSA in der Lage ist, große Textkorpora zu analysieren, sondern viel früher schon das Institut für Deutsche Sprache.

Das Institut für Deutsche Sprache ist aber wirklich viel älter. Die Gründungsgeschichte reicht bis in das Jahr 1697. Ich zitiere Gottfried Wilhelm Leibniz:

*Es finden sich hin und wieder brave Leute, die sonderbahre Lust und Liebe zeigen, zur Verbesserung und Untersuchung des Teutschen. So sind auch deren nicht wenig, die sehr gut Teutsch schreiben und sowohl rein als nachdrücklich zu geben wissen, was sonst schwer und in unserer Sprach wenig getrieben. Neulich hat ein gelehrter wohlmeinender Mann ein Register von Büchern gemacht, darin allerhand Wissenschaften gar wohl in Teutsch verhandelt worden, ich finde auch, dass oft in Staats-Schriefften jetziger Teutschen zu Regensburg und anderswo etwas besonders und nachdenckliches hierfür blicket, welches da es vom Überflüssigen Fremden, als von angesprützeten Flecken, nach Nothdurfft und Thunlichkeit gesaubert würde, unser Sprache einen herrlichen Glantz geben sollte. Weilen aber die Sach von einem grossen Begriff, so scheint selbige zu bestreiten etwas grössers als privat-Anstalt nöthig, und würde demnach dem gantzen Werck nicht besser noch nachdrücklicher als mittelst einer gewissen Versammlung oder Vereinigung aus Anregung eines hoherleuchteten vornehmen Haupts [das sind sicher Sie], mit gemeinem Rath und gutem Verständniss zu helffen seyn.*

Sie sehen: Gottfried Wilhelm Leibniz war derjenige, der die außeruniversitäre Forschung in Deutschland mitbegründet hat und der dabei auch bereits an dieses Institut gedacht hat. Dieses Zitat ist aus den „Unvorgreiflichen Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“ (Paragraph 29 und 30) – und was für ein wunderbares Wort: unvorgreiflich! Nicht vorgreifend, spielerisch, nicht von vorneherein alles schließen. Das ist hier ganz wunderbar und deshalb traue ich mich, hier einige ganz unvorgreifliche Gedanken zum Verhältnis zwischen der außeruniversitären und

der universitären Forschung vorzutragen, und auch dieses hat etwas mit diesem Institut zu tun. Ich denke, persönlich bin ich ganz unverdächtig, hier in der einen oder anderen Form Partei zu ergreifen. Ich habe etwa gleich viele Jahre an der Universität und an außeruniversitären Forschungsinstituten verbracht. Und nach vielen Jahren in der Max-Planck-Gesellschaft bin ich an die Universität zurückgekehrt – ein relativ seltener Fall –, um mich danach wieder in meinem jetzigen Amt für die außeruniversitäre Forschung zu engagieren.

Ich glaube, es lohnt sich, den Kontrast zwischen universitärer und außeruniversitärer Forschung einmal genauer zu betrachten. Natürlich geht es um Geld und natürlich geht es um Rechtsformen. Darüber ist in den letzten Monaten sehr viel gesprochen worden. Ich denke aber, es geht um mehr. Wenn man Universitäten und außeruniversitäre Einrichtungen nämlich weniger als physikalische Orte oder rechtliche Zugehörigkeiten begreift, sondern als komplementäre Organisationsprinzipien der Forschung, dann wird rasch klar, dass beide ihre jeweiligen Eigenarten und Berechtigungen haben. Man sieht dann schnell, dass es eben weniger um den lokalen Kontrast in der Universität oder außerhalb der Universität geht. Vielleicht sollte man die Begrifflichkeit ändern – auch das ist ja ein Sprachtrick, mit dem man Einsichten gewinnen kann – und vielleicht besser von der Projektforschung einerseits und institutionell geförderter Forschung andererseits sprechen.

Was ist wichtig an der außeruniversitären Forschung? Die Langfristigkeit in der Forschungsplanung und der Umsetzung, die nationale und internationale Sichtbarkeit und der damit verbundene Vertretungsanspruch, die Mitgestaltung von nationalen und internationalen Forschungsverbünden, der hohe Grad an mittel- bis langfristiger Interdisziplinarität und die besonderen Chancen in Translation und Transfer. Wichtig ist – jedenfalls für die Leibniz-Institute – die große Autonomie und die große Flexibilität in ihren Entscheidungsprozessen, beim Personal und in den Arbeitsprogrammen, eine eigene hochprofessionelle Wissenschaftsverwaltung und die Fähigkeit, Forschungsprogramme auch über den Wechsel, zum Beispiel des Leitungspersonals, durchzuhalten. Das gelingt uns durch die Finanzierung über Kernhaushalte, die eben nicht in Dauerkonkurrenz mit



anderen Aufgaben, zum Beispiel der Lehre, stehen. Insbesondere auch für ihr Institut gilt, dass damit die langfristige Entwicklung und Betreuung von wissenschaftlichen Infrastrukturen und dem entsprechenden spezialisierten Personal verbunden ist, und – wichtig für die Leibniz-Gemeinschaft – ein Evaluierungsverfahren, welches sich nicht nur auf den Erfolg von Projekten, sondern auch auf deren institutionellen Voraussetzungen bezieht. Es geht also um die Bildung kritischer Massen, mit etwas stärkerer Arbeitsteilung, mit vielleicht etwas stärkeren hierarchischen Organisationsformen.

Erfolgreiche Forschung braucht eben mitunter den langen Atem und es geht um „normal science“, mittlerer durée, um das beharrliche Bohren dicker Bretter. Ohne den existenziellen Einsatz, ohne die Leidenschaft, von der Max Weber in seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ sprach, ist dies nicht zu schaffen. Dabei ist ganz unbestritten, dass die außeruniversitäre Forschung eine ganz besonders privilegierte wissenschaftliche Lebens- und Organisationsform darstellt, die immer einer besonderen Legitimation und Begründung bedarf und eben auch einer sorgfältigen, regelmäßigen Evaluierung. Leibniz-Institute sind Leibniz-Institute auf Widerruf und sie sind nie „to big to fail“!

Forschung an den Universitäten erinnert uns allerdings daran, dass es letzten Endes aber doch einzelne sind, oft eben jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler oder relativ kleine Gruppen, die kreativ und innovativ einen Forschungsgegenstand definieren und erfolgreich bearbeiten. Universitäre Forschung erinnert uns auch daran, dass eine solide disziplinäre Einbindung und die Anbindung an die nationalen und internationalen disziplinären Kommunikationsarenen unverzichtbar sind. Projektforschung erinnert uns auch daran, dass die institutionelle, längerfristige Privilegierung von Forschungsthemen und Personen manchmal auch über das Ziel hinausschießt. Forschungsthemen sind oft eben endlich und sollen es sein, sodass sie manchmal doch dann ganz gut in die Karrierezeit von einzelnen Forschern passen.

Wenn man also universitäre und außeruniversitäre Forschung als komplementäre Organisationsprinzipien der Forschung begreift, so wird klar, dass sie voneinander lernen können und lernen müssen.

Sie müssen sich aufeinander zubewegen und sie müssen sich vermischen. Ich glaube, dieses Institut ist ein besonders gutes Beispiel dafür, wie beide Prinzipien, sowohl in einem Haus miteinander verbunden werden, aber auch insbesondere wie die enge Kooperation mit den Universitäten Mannheim und Heidelberg – ich hoffe bald auch in der Form eines Wissenschaftscampus – diese Verknüpfung dieser beiden Prinzipien effektiv herstellt.

Als Präsident der Leibniz-Gemeinschaft gratuliere ich dem Institut für Deutsche Sprache und wünsche allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auch für die Zukunft alles Gute!













Ludwig M. Eichinger

## DAS INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE NACH 50 JAHREN

Wie am Ende meiner Begrüßung angekündigt, kehre ich noch einmal zurück, um etwas zu dem Programmpunkt „Vorstellung: 50 Jahre Institut für Deutsche Sprache“ zu sagen. Nun sitzen hier im Raum viele Personen, die das Institut viel länger kennen als ich. Ihnen werde ich dazu nicht viel Neues erzählen können. Ich will dennoch aus meinem Blickwinkel – von der Zeit nach diesen fünfzig Jahren aus ein paar Anmerkungen dazu beitragen.

Vielleicht erlauben Sie mir, mit einer Anekdote zu beginnen: Gestern wurde ich in einem Rundfunkinterview aus Anlass des Instituts-Jubiläums unter anderem nach meiner Dissertation befragt. Der Reporter fragte: „Sie haben eine Dissertation über die Adjektive auf -isch geschrieben? Manchen Sie lauter solche Sachen?“ Da ist eine Antwort nicht so einfach – und natürlich machen wir auch Anderes, ohne die Untersuchung der Adjektive auf -isch geringzuschätzen, die aber hier jetzt nur heranzitiert wird, weil sie im Jahr 1975 meinen ersten Kontakt mit dem IDS zur Folge hatte, einen Kontakt an einer für das Institut noch heute bedeutsamen Stelle.

Das Institut für Deutsche Sprache wurde im Jahr 1964 gegründet mit einem Auftrag, der eigentlich bis heute gilt. Ziel und Aufgabe des Instituts sollte es sein, die deutsche Gegenwartssprache zu erforschen und zu dokumentieren – 20 Jahre später kam auch noch dazu, dass man sich um die neuere Geschichte des Deutschen ebenfalls kümmern solle – und das solle geschehen unter besonderer Nutzung der elektronischen Datenverarbeitung. Ich finde, gerade das ist für das Jahr 1964 eine sicherlich überraschende, außerordentlich fortschrittliche und weittragende Vorgabe.



Aber zurück zu meinen Adjektiven. 1975, aus London zurückgekehrt, begann ich mit meiner Dissertation über die Adjektive auf -isch und hatte irgendwie gehört, dass es hier so ein Institut gebe, das elektronische Texte vorhielte. Ich schrieb an das Institut – natürlich noch einen normalen Brief –, ich bräuchte Belege für die Verwendung von Adjektiven auf -isch und ob man mir da helfen könne. Ich bekam ohne Verzug Antwort: Man könne mir helfen und helfe mir gern; da ich ein Doktorand sei, bräuchte ich nur den Zugang zu einem Rechenzentrum, aber nichts zu zahlen. Dann bekam ich einen Stapel Lochkarten, und die Universität Regensburg, an der ich damals tätig war, musste mir eine Nach lang Rechenzeit freisperren und zur Verfügung stellen. Viel Aufwand für eine von heute aus betrachtet kleine Sache. Auf jeden Fall trug ich am nächsten Tag Stapel grüngestreiften Endlospapiers nach Hause – ältere Personen hier im Raum wissen noch, wovon ich spreche –, auf denen waren 14.000 Belege von Adjektiven auf -isch, vermischt mit etlichen Tischen und Bischöfen, die ich entfernt habe – Fische auch – und die ich dann ausschnitt, vermutlich mit Hilfe meiner Frau, der ich heute noch gar nicht gedankt habe, was ich bei dieser Gelegenheit tun will. Auf jeden Fall habe ich die einzelnen Funde dann auf Karteikarten geklebt, und dann ging es wieder irgendwie analog weiter.

Was immer man sonst aus dieser Geschichte schließen mag, man sieht auf jeden Fall, dass das Institut für Deutsche Sprache schon früh dem so modernen Anspruch seiner Satzung gerecht wurde, sich bei seiner Arbeit der elektronischen Datenverarbeitung zu bedienen. Diese Art von Tätigkeit, die Erstellung und Analyse sprachlicher Korpora, hat – natürlich mit unterschiedlichem Schwerpunkt und unterschiedlicher Intensität – die gesamte Geschichte des IDS geprägt und sie stellt bis heute einen wichtigen Bestandteil der Institutsarbeit dar. Gerade bei den heutigen Möglichkeiten im Bereich IT und dem Ausbauzustand unserer Korpora sind sie eine wesentliche empirische Basis für unsere Tätigkeit.

Wie das in der jetzigen Arbeit des Instituts aussieht, konnte man am ersten Tag unserer Jahrestagung 2014 sehen, die unter dem Titel „Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven“ einen Überblick über den Stand sprachwissenschaftlicher



Forschung in den Bereichen gibt, die am Institut eine zentrale Rolle spielen. Wir haben bei diesem Überblick mit der Grammatik begonnen, unter anderem mit dem Vortrag „Grammatik – explorativ“, mit dem die Leiterin der Abteilung Grammatik des Hauses ein für das Institut typisches Forschungsdesign vorstellte, eines, bei dem die Beschreibung von „zulässiger“ Variation im Fokus steht. In diesem Vortrag konnte man sehen, wie wir uns heutzutage die Verbindung von abstrakter linguistischer Theorie mit den Möglichkeiten vorstellen, die eine klug gehandhabte Nutzung großer Datenmengen mit sich bringt. Um Variation und um bestimmte Varianten des Gebrauchs danach einordnen zu können. Wie man heutzutage offenbar sagt, ist das Institut gut ausgewiesen in Hinsicht auf den Faktor „datability“, der seinen wahren Nutzen aber erst in Verbindung mit professioneller sprachwissenschaftlicher Kompetenz zeigt. Mit der kurzen Geschichte von meinen Adjektiven bis zum Tagungsvortrag der Abteilungsleiterin „Grammatik“ sollte nur am Beispiel der Korpus-Seite unserer Arbeit angedeutet werden, wie das IDS seine von Anfang an angelegten Grundkompetenzen genutzt hat. Ganz modern gesprochen würde man sagen, die „datability“ des Hauses war immer schon nicht schlecht und hat sich zu einem der anerkannten Markenzeichen des Hauses entwickelt. Eigentlich auch schon immer war es ein Ziel und eine Aufgabe des Hauses, die Dinge möglichst genau zu wissen – eigentlich gilt das aber auch, um ein letztes Mal auf meine Dissertation zurückzukommen, für Untersuchungen wie die der Adjektive auf -isch, und dann der auf -ig und der auf -lich, um ein Bild vom Funktionieren der Sprache in ihren Einzelheiten zu bekommen.

Aber die Arbeit eines Instituts für die deutsche Sprache kann sich nicht in der noch so präzisen Darstellung einzelner Züge der Sprache erschöpfen. Es freut mich, dass der Präsident der Leibniz-Gemeinschaft bei seinem Grußwort darauf hingewiesen hat, dass eine außeruniversitäre Institution wie das IDS ein ganz eigenes Aufgabenprofil hat. Auch wenn die Liebe zur Genauigkeit, Qualität und zum theoretischen Anspruch der Beschreibungen etwas ist, was uns mit der Forschung an den Universitäten verbindet, so muss die Arbeit, die am IDS geleistet wird, damit den längeren Atem der langdauernden und empirisch umfassenderen Untersuchung

verbinden, die einer verlässlichen zeitlichen Dauer und einer doch erheblichen Größe der Arbeitsgruppen bedarf. Und das war – *mutatis mutandis* – von Anfang an auch das, was die Gründerväter des Hauses, und das waren tatsächlich damals nur Männer, im Auge hatten, um der Erforschung der deutschen Gegenwartssprache in der damaligen Forschung einen Schub zu geben. Es war das tatsächlich ein bemerkenswertes Vorhaben, und sein erstes Ziel war die Arbeit an einer neuen Art von Grammatik, die nicht zuletzt auch das Ziel einer praktisch brauchbaren Beschreibung im Auge hatte. Davon zeugt, dass in einem der ersten großen Projekte gemeinsam mit dem Goethe-Institut an einer Grundgrammatik gearbeitet wurde, von der man sich auch eine Modernisierung des praktischen Umgangs mit der deutschen Sprache erwartete. Zudem wurde begonnen, an einer umfänglichen Beschreibung der Wortbildung des Deutschen zu arbeiten, die die ganze Breite dieses Forschungsfeldes ausleuchten sollte. Auf der anderen Seite wurde von Anfang an auch den Unterschieden im Sprachgebrauch nachgegangen, und zu Beginn ging es dabei um die Unterschiede des Deutschen in Ost und West – eine Frage, die gerade vor der Gründung des Instituts deutlich an Aktualität und politischer Brisanz gewonnen hatte. So ging es denn von Anfang an – auch wenn die Teams noch klein und die Forschung auf verschiedene Stellen verstreut waren, nur das Grammatikprojekt hatte gleich in Mannheim seinen Sitz – um die Grammatik, um den Wortschatz und um den Sprachgebrauch, jene Themen, die bis heute die Abteilungsstruktur des Hauses prägen. Und ganz offenbar traf das damals den wissenschaftlichen Nerv der Zeit: Wiewohl da am Anfang nicht viel mehr als ein halbes Dutzend Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter waren, löste das neue Vorhaben eine geradezu unglaubliche Aufmerksamkeit, ja Begeisterung, aus. Offenbar war der Wunsch weit verbreitet, in der sprachwissenschaftlichen Forschung zum Deutschen einen energischen Schritt nach vorne zu tun. Und so versammelte sich die wissenschaftliche Gemeinde ganz schnell um diese neue Einrichtung. Für die Festschrift, die wir aus Anlass des fünfzigjährigen Bestehens des Hauses zusammengestellt haben, bin ich durch die alten Aufzeichnungen, Briefwechsel und Notizen gegangen, und habe aus diesem Anlass all die Briefe gelesen, die mit dem Hause gewechselt wurden. Und schon bald fand sich ein ganz großer Teil der sprachwissenschaftlichen Germanistik im Umfeld des Hau-

ses und eine ganz erkleckliche Anzahl davon direkt im Wissenschaftlichen Rat des IDS wieder. Im Jahr 1969, also beim fünfundzwanzigjährigen Bestehen des Hauses, gab es einen Wissenschaftlichen Rat, der fünfundsiebzig inländische und fünfundsiebzig ausländische Mitglieder hatte. Wie auch immer es zu diesen hohen Zahlen kommt, sie sind doch ein Spiegel der engen Verflechtung mit der Inlands- wie der Auslandsgermanistik – auch das etwas, was das IDS durch seine Geschichte begleiten sollte. Offenbar war die fachliche Familie des IDS groß und auch eng an das Haus gebunden, 150 Personen im Wissenschaftlichen Rat, das ist tatsächlich eine Größe, die von den Gremien heutzutage nicht erreicht wird, die Zeiten wie die Organisationsformen der wissenschaftlichen Zusammenarbeit haben sich geändert, sind vielfältiger und dadurch auch kleinteiliger geworden. Wie auch immer, man muss die Energie und Durchsetzungsfähigkeit der Gründer, Leiter und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses bewundern, die allerlei auch schwerwiegende Probleme zu meistern hatten – und nicht zuletzt ging es auch um die Finanzierung des Ganzen –, das aber in einer so überzeugenden Weise taten, dass rückblickend nur eine beeindruckende Erfolgsgeschichte zu sehen ist. Und das ist, wie es scheint, für ein sprachwissenschaftliches Forschungsinstitut womöglich noch schwieriger als für andere Institutionen, gilt doch das Beharren darauf, sprachliche Dinge, und Prozeduren genau kennen zu wollen, gerne als etwas pedantisch. Außerdem ist ja jeder Sprecher selbst irgendwie ein Fachmann. Dazu trägt sicher auch bei, was der zweite Präsident des IDS, Heinz Rupp, in seinem Beitrag in der ersten Nummer unserer Zeitschrift „Sprachreport“ so formuliert hat: „Vielleicht ist das Verständnis für sprachwissenschaftliche Forschung deswegen so schwer zu erreichen, weil sprachliche Probleme keine körperlichen Schmerzen verursachen.“ Erfreulicherweise kann man am Ende der bisherigen fünfzigjährigen Geschichte des IDS sagen, dass es Forschungen vorgelegt hat und mit seinen Tagungen Themen bearbeitet hat, die zeigen, dass sprachwissenschaftliche Fragen unseren Alltag vielfach berühren, und dass es für ihre Beurteilung besser ist, möglichst genau Bescheid zu wissen. Dennoch haben wir nach wie vor die Aufgabe, die Frage, die Heinz Rupp zum Thema seines Beitrags gemacht hat, nämlich: „Was macht und wozu braucht man ein Institut für Deutsche Sprache?“, immer wieder aus der jeweiligen Zeit zu beantworten.

Das heißt natürlich auch, dass sich das Institut verändern musste, um weiterhin wissenschaftlich gehört zu werden. Und so war es offenbar für den Beginn eine vorzügliche Konstellation, dass das Institut eigentlich aus einer Reihe von wenig miteinander vernetzten Projekten bestand, die kluge Ideen der sie leitenden Gründerväter ausarbeiteten – mit der Grammatik als eigenständigstem Entwicklungskern. Auf die Dauer kann aber ein Institut nicht so sein, und so ist es die entscheidende Leistung in der Ära von Gerhard Stickel als Direktor des Hauses, aus dieser von den Mitgliedern der wissenschaftlichen Gremien initiierten Forschung in einzelnen Projekten ein Institut gemacht zu haben, das mehr und mehr seine eigene Forschungsagenda entwickeln konnte, und das sich allmählich seine eigene Struktur schaffte. Und im Verlaufe dieser „Verselbständigung“ hat das Institut – die Frau Ministerin hat ebenfalls darauf hingewiesen – in einer Reihe von Feldern die Richtung der Forschung vorgegeben. So hat, um auch hier nur auf ein Beispiel von der heutigen Tagung zu verweisen, Heiko Hausendorf in seinem Beitrag zur „Interaktionslinguistik“ darauf hingewiesen, dass wesentliche Entwicklungen und auch Ergebnisse konversationsanalytischer Forschung durch die lange und kontinuierliche Arbeit des Instituts in diesem Bereich erreicht wurden und dass die Rolle des Instituts als ein Fokuspunkt dieser Forschung bis heute anhält. In diese Entwicklungsphase gehört auch, dass mit der Integration der Kolleginnen und Kollegen aus der Akademie der DDR weitere Forschungsfelder integriert werden konnten, vor allem im Bereich der lexikalischen Arbeit, aber auch in der Grammatik.

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts kommen einige Dinge zusammen, die eine weitere Phase in der Arbeit des IDS einläuten. Auf Empfehlung des Wissenschaftsrats wurde die Struktur auf die genannten drei Abteilungen Grammatik, Lexik und Pragmatik konzentriert und die Kooperation mit der Universität Mannheim auf eine vertragliche Grundlage gestellt. So gesehen war meine Berufung als Direktor im Jahr 2002, die gemeinsam mit der Universität durchgeführt wurde, auch das Ende einer Strukturreform. Einen von außen berufenen Direktor hatte es bis dahin nicht gegeben, und dieser neue Status gab die Chance, das Institut noch eigenständiger zu führen. Dass die heutigen Redner bestätigen, dass wir diese Chance in den letzten

Jahren genutzt haben, freut mich und ich danke Ihnen im Namen des Instituts dafür. Beigetragen hat dazu auch, dass in den ersten Jahren meiner Amtszeit hier sich ein grundlegender Generationenwechsel vollzog, nachdem vorher lange Zeit hohe personelle Kontinuität (in der IDS- und der Akademie-Tradition) eine – verdienstvolle – Kontinuität der Forschung zur Folge hatte. Die Neuberufung des Direktors und dann der Abteilungsleiterin und der Abteilungsleiter, die alle aus unterschiedlichen universitären Kontexten und Traditionen stammen, bot die Möglichkeit, das Erarbeitete mit Neuem zu verbinden. Und es ist ja tatsächlich die Entfaltung germanistisch-linguistischer Forschung insgesamt, an deren Entwicklung das IDS hohen Anteil hatte, die nun Wege erlaubt, die in der einen oder anderen Weise in neuere Richtungen führen. An dieser Stelle ist der Ort, den daran beteiligten Kolleginnen und Kollegen dafür zu danken, dass sie diesen Spagat zwischen der Würdigung und Fortentwicklung des Erreichten und des Ausgreifens in neue Räume und Wege der Wissenschaft mitgetragen und mitgestaltet haben. So ist das IDS zum einen das IDS geblieben und zum anderen ein wichtiger Partner und zentraler Ort in der aktuellen linguistischen Diskussion. Was natürlich geblieben ist, ist der große Rahmen dessen, was wir tun: Wir wollen großräumig die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache beschreiben, zentrale Fragen der Wortschatzuntersuchung behandeln und uns mit dem Gebrauch vor allem der gesprochenen Sprache beschäftigen und dabei unsere Korpora als eine empirische Basis nutzen, die in dieser Form nur von einem Institut unserer Art vorgehalten werden können.

Aber im einzelnen ist es dann doch ganz anders. Ohne dass ich hier alles nennen könnte, kann man eigentlich drei Richtungen andeuten, in die Änderungen weisen. Zum einen sind wir, wenn man so will, makroskopischer geworden – um nur einige Beispiele zu nennen: die Grammatik im Rahmen einer typologischen Beschreibung der Sprachen, Sprechen im Rahmen aller Möglichkeiten von Interaktion – und zum anderen mikroskopischer – zum Beispiel: eine Beobachtung des Wortschatzwandels quasi in Echtzeit, die empirisch abgestützte Beschreibung und Präsentation der Bandbreite der Möglichkeiten im gesprochenen (und geschriebenen) Standard. Es ist offenkundig, dass wir beides unter anderem unserer IT-Kompetenz verdanken,

und das gilt auch für den dritten Punkt, den man so formulieren könnte, dass wir zum dritten „eingebetteter“ geworden sind. Einbettung ihrerseits hat wiederum drei Gesichter: Kooperation, Zentralität und Theorieorientierung. Kooperation, also Vernetzung und Zusammenarbeit, ist ein Faktor, der erst eine zentrale Stellung im Fach ermöglicht, und für beides ist die nicht marginale Beteiligung an der aktuellen Fachdiskussion von Bedeutung.

Es müssen auch die Voraussetzungen stimmen, wenn sich etwas ändern soll. Gerade bei so großen Vorhaben, wie sie bei einem Institut wie dem IDS wohl anstehen, braucht es natürlich Ideen und Aktivität, aber auf der anderen Seite auch Gelassenheit und einen langen Atem. Im gelassenen Vertrauen auf die eigene Leistungsfähigkeit ist es leicht, in Kooperationen einen Mehrwert zu suchen und zu finden. Ganz offenkundig ist das bei expliziten Vernetzungsinitiativen wie dem Projekt CLARIN, das die Vernetzung der europäischen elektronischen Sprachkorpora und ihrer linguistisch und korpuslinguistisch basierten Analyseinstrumente ins Auge gefasst hat: Hier kommen der unmittelbar fachliche Mehrwert und das Ziel einer ökonomischen Handhabung großer Forschungsinfrastrukturen zusammen. Spielt auch hier das – oben von mir makroskopisch genannte – Ausgreifen über die eigene Sprach- und Forschungsgemeinschaft ganz offenkundig eine Rolle, so gilt das auch für die traditionelle Verbindung des Instituts zur Auslandsgermanistik, deren Forschungsanteil in den letzten Jahren noch einmal deutlich zugenommen hat – als Beispiel mag genügen, dass wir „auf Augenhöhe“, wie man heutzutage gerne sagt, mit Kolleginnen und Kollegen aus fünf nicht-deutschsprachigen Ländern das sechs Jahre dauernde Projekt Eurogr@mm durchgeführt haben, das dem europäischen Blick auf die deutsche Grammatik diene. Die Projekte, die ich hier anzitiert habe, und manch andere, die zu erwähnen die Zeit fehlt, waren (und sind) möglich durch eine verlässliche Forschungsförderung, die es uns eigentlich schon fast ein Jahrzehnt erlaubt, vernünftig zu planen und uns die realistische Chance gibt, für vernünftige Vorhaben zusätzliche Projektmittel einzuwerben. Dafür ist der Politik und Ihren Vermittlungen zu uns hier zu danken. Sie hat auch letztlich in der Leibniz-Gemeinschaft einen Rahmen geschaffen, in dem man sich gut aufgehoben fühlen kann. Auch wenn natürlich,



wie Herr Mayer als Präsident der Leibniz-Gemeinschaft in seinem Grußwort angedeutet hat, ein Institut wie das IDS als einziges Institut aus dem sprachlichen Umfeld überhaupt den professionellen Kern seiner Tätigkeit bei allem Integrationswillen verteidigen muss – der sich nicht in der Geschichtswissenschaft, der Sozialwissenschaft oder der IT-Vernetzung erschöpft, so gerne wir mit diesen Fächern kooperieren. Und so haben wir nicht nur in einem von uns initiierten und getragenen Verbundprojekt die sprachlichen und sonstigen Umbrüche in der Weimarer Republik erforscht und arbeiten an zwei Forschungsverbünden mit – bei science 2.0 in leitender Funktion – sondern suchen auch ständig neue Möglichkeiten, auf diesen Wegen Antworten auf uns interessierende Fragen zu bekommen. Gerade in neuester Zeit versuchen wir durch Zusammenarbeit mit dem Sozio-ökonomischen Panel des DIW einer Frage nachzugehen, die schon der frühere Direktor, Gerhard Stickel, gerne beantwortet gehabt hätte, nämlich nach der genauen Verteilung der in Deutschland gesprochenen Sprachen, gerade auch im Hinblick auf die sprachliche Vielfalt, mit der wir aufgrund der Migration zu tun haben. Auch hier sollen diese Andeutungen genügen.

Gerne nehmen wir auch die einem Leibniz-Institut ohnehin naheliegende Aufgabe wahr, in verschiedener Weise mit den Universitäten und der universitären Forschung zusammenzuarbeiten. Von den gemeinsamen Berufungen mit der Universität Mannheim war schon die Rede, dadurch sind ja die gemeinsam berufenen Professoren des IDS ohnehin Mitglieder der Universität Mannheim. Auch mit der Universität Heidelberg existiert eine Kooperation in einer Art gemeinsamer Planungsgruppe („Europäisches Zentrum für Sprachwissenschaft“); gerade versuchen wir, einen Wissenschaftscampus um das Forschungsfeld Korpuslinguistik und Computerlinguistik als Ansatzpunkte empirischer sprachwissenschaftlicher Forschung zu institutionalisieren. Auch hier zeigt sich aber, dass die „Synchronisierung“ spezifisch universitärer und außeruniversitärer Forschungsabläufe Zeit, guten Willen und Adaptationsfähigkeit braucht.

Das IDS hat jetzt in etwa eine Größe und Organisationsform, die es, wenn wir es etwa in diesem Status erhalten können, erlaubt, den von der Satzung vorgegebenen Forschungs- und Dokumentations-

aufgaben eines grundlagenorientierten Forschungsinstituts nachzukommen. Nun haben sich aber an der anwendungsorientierten Seite des Instituts eine Reihe von Aufgaben ergeben, die bisher so weit möglich nebenher mit erledigt wurden. Eigentlich gehört dazu auch schon die angedeutete Beschäftigung im Umfeld sprachbezogener Sozialstatistik, aber auch so etwas wie das Management und die fachliche Unterstützung des Rates für deutsche Rechtschreibung. Von unserer gewachsenen Verantwortung als eine Art amtlicher Repräsentanz der Sprachgemeinschaft spricht, dass das Institut – worauf die Frau Ministerin schon hingewiesen hat – nicht nur durch Gerhard Stickel in der Vereinigung europäischer Sprachinstitutionen (EFNIL) vertreten ist, sondern dass er als langjähriger Präsident diese Vereinigung eigentlich zu dem gemacht hat, was sie jetzt ist.

Ein weiterer Punkt ist, dass durch die Entwicklung der elektronischen Sprachdokumentation und Veränderungen in der Verlagslandschaft – in Mannheim besonders sichtbar durch den Wegzug und die Umstrukturierung des Dudenverlags – sich auch neue Überlegungen ergeben, was die nationalrepräsentative Dokumentation des deutschen Wortschatzes oder von Wissen zur deutschen Sprache überhaupt betrifft. Dazu wird Wolfgang Klein in den nächsten Tagen auf der Jahrestagung unter dem Titel „Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch“ noch etwas sagen. Man muss sich überlegen, was das an Folgen für das IDS hat, auch überhaupt für die Außenpräsentation unseres Wissens über die engere Fachgemeinde hinaus. Und in diesen Kontext gehören auch die von der Stadt Mannheim so freundlich mitgetragenen Pläne, am Neckarufer eine Art Museum der deutschen Sprache zu errichten, von dem unsere Festrednerin, Frau Limbach, heute noch sprechen wird, und der ich an dieser Stelle noch einmal herzlich danken möchte. Ich würde mich freuen, wenn da in ein paar Jahren wirklich ein Haus stünde, in dem man staunend vor dem Reichtum unserer Sprache und dem sprachlichen Reichtum des deutschen Sprachraums stehen könnte.

Ich will nicht enden, um noch einmal allen zu danken, die das Institut unterstützt und ihm in der einen oder anderen Weise geholfen haben. Da es nicht selbstverständlich ist, will ich nicht zuletzt den für die Wissenschaft und ihre Finanzierung zuständigen Teilen



der Politik danken. Ihre Entscheidungen und die daraus folgenden Bedingungen der Forschungsförderung haben uns die Möglichkeit gegeben, nun über lange Zeit hin stabil und verlässlich zu planen. Und genau das ist eine gute Voraussetzung, auch etwas kühneren Ideen die Chance zu einer praktischen Realisierung zu geben. Dass wir diesen Tag als Fest eines erfolgreichen Instituts feiern können, hat nicht zuletzt mit der dadurch ausgedrückten Wertschätzung zu tun, die wünschen wir uns auch für die Zukunft.

Jutta Limbach

## EIN HAUS DER DEUTSCHEN SPRACHE



Lieber Herr Eichinger, es gibt einen Unterschied zwischen Menschen und Institutionen. Institutionen altern nicht, Institutionen bewähren sich. Die Ministerin, der Oberbürgermeister und der Präsident der Leibniz-Gemeinschaft haben dazu wirklich alles gesagt. Sie – nicht nur Sie sondern auch das Institut – setzen dem Ganzen die Krone auf, wenn Sie tatsächlich unseren ursprünglichen Gedanken wahrmachen, ein *Haus der deutschen Sprache* zu errichten. Dann trägt nicht nur Mannheim diesen Namen zu Recht – „Hauptstadt der deutschen Sprache“ – sondern das ist dann ein alter Wunsch, der hier in Erfüllung geht.

### **Ziele und Aufgaben eines Hauses der deutschen Sprache**

Seit der Gründung des Deutschen Sprachrats hegen seine Mitglieder den Wunsch, ein *Haus der Deutschen Sprache* zu errichten. Das Institut für Deutsche Sprache, die Gesellschaft für deutsche Sprache, das Goethe-Institut und der Deutsche Akademische Austauschdienst wollen mit einem solchen Haus die Freude an und die Neugier auf die deutsche Sprache fördern. Gedacht ist an ein Zentrum, in dem über die Geschichte der deutschen Sprache informiert und der Wandel der deutschen Sprache in den verschiedenen Epochen veranschaulicht werden soll. Das Haus ist für das allgemeine Publikum gedacht, das nicht nur belehrt und informiert, sondern auch – etwa mit Sprachspielen – in die Spracharbeit einbezogen werden soll.

Der deutsche Sprachrat war sich darin einig, dass sich das *Haus der deutschen Sprache* mit deren Funktion für das gesellschaftliche Zusammenleben und ihrem politischen Stellenwert in der Welt beschäftigen soll. Auch der Frage sollte die Aufmerksamkeit zugekehrt werden, wie das Erlernen der deutschen Sprache gefördert werden kann. Projekte der verschiedensten Art sollen den Bau und die Schönheit der deutschen Sprache sinnlich erfahrbar machen. Mit ständigen oder wechselnden Ausstellungen, Sprachwerkstätten und

Vortragsreihen, mit „Spracholympiaden“ und Wettbewerben soll die Freude an der deutschen Sprache belebt werden. Mit der Ausstellung „Zeitworte“ (1996/97), die zeigte, wie sich die bundesrepublikanische Geschichte in der deutschen Sprache widerspiegelt, war ein Brückenschlag zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und öffentlicher Aufmerksamkeit gelungen.

Die Idee eines *Hauses der Deutschen Sprache* ist weder originell noch visionär. Auch andere, sich der deutschen Sprache widmenden Vereine verfolgen dieses Ziel. Die Zahl der Fürsprecher wächst stetig und lässt hoffen, dass gemäß dem Motto „gemeinsam sind wir stark“ das Projekt alsbald verwirklicht werden wird.

Das ist kein leichtes Unterfangen. Das brasilianische Vorbild mit seinem Museum der portugiesischen Sprache in São Paulo verdeutlicht die Mühe, eine solche Idee ins Werk zu setzen. Dieses Museum verdankt sich einer gemeinsamen Initiative des Kulturdezernats der Stadt und der „Roberto-Marinho-Stiftung“. Das Museum beeindruckt schon wegen seiner Größe und zeichnet sich dadurch aus, dass es zahlreiche interaktive Elemente anbietet, um die Geschichte und den Wandel der Sprache in Brasilien im Laufe der Jahrhunderte kenntlich und nachvollziehbar zu machen.

Auch in einem *Haus der Deutschen Sprache* – und deswegen ist die Nähe zum Institut für Deutsche Sprache auch so wichtig – werden Sprachwissenschaftler und Germanistinnen, Schriftsteller und Journalistinnen als Gäste geladen werden. Aber dennoch, das sei von vorneherein klargestellt, ist es nicht die Absicht, eines *Hauses der Deutschen Sprache*, mit der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in einen Wettstreit zu treten. Schon ihrer Entstehungsgeschichte nach versteht sich die Akademie als ein Zusammenschluss professioneller Sprachkünstler, vorne an von Schriftstellern. So sollen zu ordentlichen Mitgliedern Persönlichkeiten gewählt werden, die der deutschen Sprache und der deutschen Literatur durch ihr Werk gedient haben. Vor allem sollen Personen, die sich auf dem Gebiet der Sprache durch ihre professionelle Sachkunde auszeichnen, für den Ausbau eines solchen Hauses und sein Programm verantwortlich sein. Nicht zuletzt sollen auch wissenschaftliche Erkenntnisse

zur deutschen Sprache allgemeinverständlich aufbereitet und vermittelt werden.

Das *Haus der Deutschen Sprache* soll jedermann und jeder Frau offenstehen. Die Menschen, die sich alltäglich der deutschen Sprache bedienen, um sich zu verständigen und ihre Gedanken mitzuteilen, sollen angesprochen werden und sind als Besucher willkommen. Sie sollen für die deutsche Sprache und deren Pflege gewonnen werden.

Das *Haus der Deutschen Sprache* ähnelt darum in seiner Struktur eher einem Museum als einer Akademie.

### **Kein Hort der Deutschtümelei**

Unter den Dingen, die das *Haus der Deutschen Sprache* nicht sein soll, sei vorneweg betont: Es will kein Hort der Deutschtümelei sein. Die Jagd auf Fremdwörter – auf Anglizismen etwa – soll nicht Gegenstand dieses Hauses sein. Gewiss, auch ich frage mich manchmal, warum man nicht einem deutschen Wort den Vorzug gibt. Warum nennen sich heute Institutionen, die sich mit den Methoden und Verfahren der Politik beschäftigen, so gern „School of Governance“ und nicht „Hochschule der Regierungskunst“ oder schlicht „des Regierens“? Wenn es vornehmlich darum geht, ausländische Studierende anzuziehen, dann kann man getrost die englische Bezeichnung als Untertitel nennen, wie es bei den Max Planck-Instituten auch immer der Fall ist.

Jedenfalls bedarf es nicht der puristischen und zumeist humorlosen linguistischen Kammerjägerei, um die Wortmächtigkeit und Ausdruckskraft der deutschen Sprache darzutun. Eher verspricht es Sinn, beim Lesen eines der deutschen Sprache mächtigen Autors der Frage nachzugehen, warum dieser sich plötzlich eines Fremdworts oder eines eingewanderten Wortes bedient.

*Als ich diesen Text schrieb, las ich gerade – in meiner der Belletristik gewidmeten Morgenstunde – „MITTELREICH“ von Josef Bierbichler, ein wahres Meisterwerk der deutschen Sprachkunst. Auf mehr als 20 Seiten, die ich an diesem Morgen las, waren mir nur zwei Fremdwörter begegnet, nämlich der „Monteur“ und – Sie werden es kaum glauben – der „Fremdwortfetschist“. Der so Bezeichnete kannte nur wenige Fremdwörter. Die gebrauchte*

*er gern, aber gewöhnlich sinnentstellend; denn er kannte deren wahren Bedeutungsgehalt zumeist nicht. – Der „Monteur“ ist ein offensichtlich wegen seiner Prägnanz aus dem Französischen eingewandertes Wort, das sich nicht unmittelbar übersetzen, sondern dessen Wortsinn sich nur mit mehreren deutschen Wörtern – „Facharbeiter“ sagt noch nicht genügend aus – verdeutlichen lässt.*

Darum sollte ein *Haus der deutschen Sprache* lieber auf den Spuren von Bastian Sick Sprachkritik betreiben. Der Gebrauch ausgeborgter oder selbst gebastelter Anglizismen treibt ja – das sei nicht geleugnet – mitunter seltsame Blüten: So wenn beispielsweise *ebay* den Rucksack als „body sack“ feilbietet. Was übrigens im Englischen Leichen- und nicht Rucksack bedeutet. Im Gegensatz zu den Verkaufsstrategien bei *ebay* hat Bastian Sick auf der Suche nach dem englischen Ausdruck für Rucksack in ein Lexikon geschaut und dort festgestellt, dass man sich im Englischen in erster Linie des deutschen Wortes „Rucksack“ bedient. Also, ein deutsches Wort, das ausgewandert ist, weil es so schön ist. Sie sehen, dass man mit *eingewanderten* und *ausgewanderten* Wörtern in einem *Haus der Deutschen Sprache* bestimmt großes Kapital schlagen kann.

### **Die Muttersprache als Integrationskraft**

Der Anfang eines solchen Hauses sollte natürlich der Muttersprache gewidmet sein. Mit dem Erlernen der deutschen Muttersprache wächst der junge Mensch zur Person und zur Persönlichkeit heran. Die Sprache gehört zu jenen Elementen der Kultur, die – weit mehr als „Blut und Boden“ – gesellschaftlichen Zusammenhalt stiften. Das gilt auch für jede andere Sprache und Sprachgemeinschaft. Heinrich Heine, der unfreiwillig in Paris lebte, hat diesen Zusammenhang von Sprache und seelisch-geistiger Heimat deutlich gemacht. Er sagte: „Meine Gedanken seien in eine fremde Sprache exiliert“ und er setzte hinzu: „schrieb ich deutsch, so konnte ich mir einbilden, ich sei in der Heimat, bei der Mutter“.

Diesen Prozess, wie sich der junge Mensch nach und nach der Wörter und der Sprache und damit auch seiner Umwelt bemächtigt, erleben Eltern und ältere Geschwister tagtäglich mit den lieben Kleinen. Bei der gegenwärtigen Freude am Fotografieren und Filmen, kann ich

mir vorstellen, lässt sich dieser Sachverhalt vielfältig mit Beiträgen aus der Bevölkerung anschaulich machen.

### **Die deutsche Sprache als Kultur**

Den ihre Sprache fraglos gebrauchenden Besuchern sollte schon eingangs in einem *Haus der Deutschen Sprache* verständlich gemacht werden, dass die Sprache nicht nur dazu dient, sich mitzuteilen. Neben ihrer werkzeughaften Rolle ist sie, wie wir alle wissen, ein wesentlicher Bestandteil der Kultur. Für welche Gefühle und Inhalte eine Sprache Wörter besitzt oder nicht besitzt, teilt etwas über kulturelle Eigenschaften der jeweiligen Sprachgemeinschaft mit. Das in meiner Nachbarschaft gelegene Max-Planck-Institut für Bildungsforschung firmiert in der englischen Sprache als „Institute for Human Development“. *Bildung*, wie *Gemütlichkeit* und *Schadenfreude*, gehört zu jenen deutschen Wörtern, die sich nicht so ohne Weiteres in eine andere Sprache übersetzen lassen, aber weil die damit gemeinten Sachverhalte auch in den anderen Sprachgemeinschaften eine Rolle spielen, werden sie als Germanismen gern in die andere Sprache übernommen.

Es sind nicht nur Vorzüge der Deutschen, die dabei zur Sprache kommen, sondern auch Eigenheiten, die anderen eher fragwürdig erscheinen.

So las ich in der New York Book Review folgenden Passus:

*Die Deutschen haben ein Wort, Soldatentum, welches das Streben Soldat zu werden als geistige/religiöse Berufung betrachtet. Glücklicherweise kann das Wort nicht ins Englische übersetzt werden.*

Die wörtliche Übersetzung wäre „soldierliness“. „Aber“, setzt der Autor hinzu, „dieses englische Wort vermittelt nicht denselben Sinn von *Erhabenheit* oder *Feierlichkeit* wie es das Wort *Soldatentum* ohne Zweifel tut“. „Glücklicherweise“, so fährt der Autor fort, „[ist] dieses Wort nicht in unserer Kultur verankert [...] wie in der deutschen Kultur des Jahres 1944“. Die Deutschen, die den Zweiten Weltkrieg überlebt hätten, seien seit der Zerstörung ihres Landes auch überzeugt, dass *Soldatentum* ein falscher Gott war.

Sie sehen also, wie man an der Sprache doch Kulturelles diskutieren kann. Also freuen wir uns lieber stattdessen über das Auswandern der *Gratwanderung*, des *Fingerspitzengefühls*, der *Einzigartigkeit* des Begriffs der *Bildung* und der vielen Germanismen aus dem Bereich der Philosophie, die offenbar noch immer Spitze sind. Die beiden Bestseller des Goethe-Instituts über die „Eingewanderten“ und „Ausgewanderten Wörter“ können einem künftigen *Haus der Deutschen Sprache* viel Spaß vermitteln.

### Was ist Deutsch?

Ein *Haus der deutschen Sprache* wird auch das Eigenschaftswort „deutsch“ zum Thema machen müssen. Ich kenne durchaus den Satz von Adorno, der gesagt hat: „Deutsch? Das kann ich gar nicht unmittelbar beantworten, was das ist. Über diese Frage müsste erst einmal flektiert werden.“ Der Meinung war ich auch immer bis ich schließlich vom British Council eingeladen wurde und das Thema der gesamten Tagung beschäftigte sich mit der Frage „Was ist „politish“, was ist „politishness“? Seitdem bin ich geheilt und denke ganz frohsinnig, dass wir auch darüber nachdenken dürfen, was „deutsch“ eigentlich ist. Und ich meine damit nicht die Frage, was das Wesen der deutschen Sprache ausmache: Ob sie in der Tat die Sprache der gefühlsbetonten Wörter wie „Weltschmerz“, „Heimweh“ und „Fernweh“ oder die Sprache der Philosophie ist. Die Frage nach den Eigenheiten der deutschen Sprache wird gewiss auch in einem *Haus der Deutschen Sprache* diskutiert oder veranschaulicht werden müssen. Aber mir geht es heute vor allem um die Frage, ob das Adjektiv „deutsch“ noch immer mit einem nationalen Unbehagen verknüpft ist. Nicht nur Friedrich Dieckmann setzt sich mit dem den Deutschen eigenen Selbsthass auseinander, von dem er glaubt, dass er gerade der Integration ausländischer Einwanderer sehr hinderlich ist (So Friedrich Dieckmann unter Hinweis auf Sonja Margolina, S. 20).

Die Unbefangenheit, mit der noch vor den Weltkriegen von der deutschen Sprache gesprochen wurde, ist einfach dahin. Theodor Cotta konnte noch 1873 in seiner „Heimatkunde für Berlin“ schreiben:

*Heimat* nenne ich den Ort, wo ich zu Hause bin. Berlin ist meine Heimat, denn in Berlin bin ich zu Hause. *Muttersprache* nenne ich die Sprache, die ich von meiner Mutter gelernt habe: die deutsche Sprache ist meine Muttersprache. *Vaterland* nenne ich das

*Land, in dem sich mein Vater ernährt; Deutschland ist mein Vaterland. Alle Menschen sind durch gleiche Sprache zu einem Volke, durch gleiche Gesetze zu einem **Staate** verbunden. (S. 217f., die Hervorhebung der Begriffe findet sich im Text)*

Die unbeirrte Art, in der sich Theodor Cotta *in der Heimat* und in der *deutschen Muttersprache*, im *Vaterland* und im *Volke* verortete, ist uns verloren gegangen. Wenn wir uns mit diesen Begriffen und den von diesen gemeinten Lebenssachverhalten in der Öffentlichkeit auseinandersetzen, pflegen wir prompt der politischen Korrektheit Tribut zu zollen. Denn fast unvermeidlich gerät der für den Gebrauch der deutschen Sprache werbende Zeitgenosse in den Verdacht, ein Nationalist oder Rassist zu sein. So hat sein Eintreten für das Deutsche als Wissenschaftssprache Jürgen Trabant dem Verdacht ausgesetzt, ein Purist und damit ein Rassist zu sein. Wir alle wissen, dass dieser Sprachforscher Fremden nicht feindlich gesinnt ist.

Ich habe geglaubt, dass mit meiner Generation der an uns Deutsche allgemein gerichtete Vorwurf ausstirbt, nach wie vor in nationalsozialistischer Fremdenfeindlichkeit befangen zu sein. Dem ist leider nicht so. Die durch Maxim Biller ausgelöste Debatte über die Nazi-Enkel der Suhrkamp-Kultur zeigt erneut, welche Sprengkraft der große Zivilisationsbruch nach wie vor auslöst. Die Einförmigkeit und Bedeutungslosigkeit der deutschen Gegenwartsliteratur offenbare, so Maxim Biller, dass sich die Vertreibung der jüdischen Intelligenz aus der deutschen Literatur und deren Vernichtung noch in der dritten Generation räche. Vor allem der Abwehrreflex gegenüber allem Fremden überdauere: Schriftsteller mit ausländischen Wurzeln würden allenfalls geduldet. Gezwungenermaßen produzierten sie folkloristische „Onkel Tom-Literatur“. Die Einfalt und Provinzialität der deutschen Literatur der erfahrungsarmen Bürgersöhnchen sei nicht nur sozialer Art, sondern rassistisch (Christopher Schmidt).

Gewiss leiden wir noch immer unter der Vertreibung der jüdischen Intelligenz. Das offenbart sich nicht nur – aber vor allem auch – in der Wissenschaft. Auch sei nicht gelegnet, dass nationalsozialistisches Rassedenken in rechtsextremen Kreisen fortwirkt und Gewalt gebiert. Doch das allgemeine Urteil über die Provinzialität der deutschen Gegenwartsliteratur und über die nach wie vor nati-



onalsozialistisch gespeiste Ausländerfeindlichkeit der autochthonen Schriftsteller vermag ich nicht zu teilen. Auch denke ich, dass die Feststellung, dass die deutschsprachigen Migranten nur folkloristische „Onkel Tom-Literatur“ produzieren, beleidigend ist und überhaupt nicht der Wirklichkeit entspricht.

Eher erscheint mir das Argument des Nachdenkens wert, dass trotz – oder gerade wegen? – der intensiven Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Regime das deutsche Selbstverständnis brüchig sei und die Integrationskraft der Deutschen schwäche. Dieses Unbehagen äußert sich vor allem im verkrampften Umgang mit nationalen Symbolen, wie auch im gestörten Verhältnis zu gefühlsbetonten Wörtern wie „Heimat“ (Zafer Senocak, S. 18).

Ein *Haus der Deutschen Sprache* kann durch die Themenwahl Vorurteilen und noch immer fortwirkenden Verkrampftheiten begegnen. Es soll – um mit Immanuel Kant zu sprechen – die Menschen aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit befreien und ihrer Urteilkraft aufhelfen. Der Horizont kann zum Beispiel durch die Rolle der deutschen Sprache in einem vielsprachigen Europa und durch ihren Gebrauch als Zweitsprache der Zuwanderer erweitert werden. Aber auch die Sprache als Spiegel der Macht und ihr Missbrauch durch Menschenfeinde kann die unterschiedliche Wirksamkeit der Sprache am deutschen Beispiel erfahrbar machen.

Gerade weil ein Werben für die deutsche Sprache noch immer gern als ein nationalistisches Relikt betrachtet wird, scheint es mir angebracht zu sein, in einem *Haus der deutschen Sprache* zu veranschaulichen, dass Wörter und Redensarten nicht nur ein Schatz kultureller Erfahrungen und Werte sind. Sie können auch Ausdruck von Unmenschlichkeit sein: In der deutschen Geschichte ist in den Jahren 1933 bis 1945 teuflisch deutlich geworden, dass eine Sprache auch Wegbereiter von Gewalt sein kann. Das traurige Beispiel ist der Sprachverfall im Naziregime. An Begriffen wie „totaler Krieg“, „Endlösung“, „lebensunwert“, „volksfremd“, „judenfrei“ und „Volksschädling“ zwang der Nationalsozialismus der Masse seine menschenverachtende Ideologie auf. So wurde den Rassegesetzen und dem Völkermord der Boden bereitet. Man kann mit Worten physische Gewalt vorbe-

reiten. „Fast jeder Krieg“, so treffend Jürgen Wertheimer, „wird auf dem Schlachtfeld der Wörter vorexerziert“. Auf diese Weise werden Maßstäbe verschoben und Vorurteile bedient.

Dieses Haus wäre auch der Ort, in dem gezeigt werden könnte, dass die Sprache auch heute nicht davor gefeit ist, missbraucht zu werden. Die Rhetorik von der „Achse des Bösen“ oder das hässliche Wort „Fidschiklatschen“ bieten Beispiele aus jüngster Zeit.

### **Die deutsche Sprache und das Recht**

„Deutsch ins Grundgesetz“. Die diesem Ziel gewidmete Kampagne ist zwar nicht raumfüllend. Sie sollte gleichwohl in einem *Haus der Deutschen Sprache* Aufmerksamkeit finden. Trotz der beharrlichen Versuche, die Verfassung um diesen Artikel zu ergänzen, gilt die Einsicht, dass die Sprache nicht administriert oder reguliert werden sollte. Gewiss, unser Nachbar Österreich kennt einen Verfassungsartikel, der feststellt, dass die deutsche Sprache die Staatssprache der Republik ist. Aber schon der vollständige Text macht deutlich, dass diese Norm den sprachlichen Minderheiten in Österreich mitteilen soll, welche Sprache den Vorrang hat.

Die Franzosen mögen uns in der Liebe und Pflege ihrer Muttersprache ein Vorbild sein. Ihr Bemühen mit Hilfe des Rechts für die Reinheit der französischen Sprache zu sorgen, dient nur als abschreckendes Lehrstück. Treffend hat Jean François Revel festgestellt, dass man nur in Diktaturen mit Strafgesetzen gegen ausländische Wörter kämpfen kann.

Aufmerksamkeit verdienen auch die Versuche der Académie Française, für Fremdwörter neue französische Begriffe (Neologismen) zu erfinden: wie etwa den Begriff „walkman“ durch „baladeur“ zu ersetzen. Manche Neologismen sind unfreiwillig komisch. Man sollte das von der Académie herausgegebene Dictionaire der offiziellen Neologismen, das bereits mehrere tausend Wörter umfasst, in dem *Haus der Deutschen Sprache* ausstellen. Auch diese Methode des Kampfes gegen Fremdwörter dürfte eher abschrecken denn als Vorbild wirken. Auch in Deutschland gibt es Vorschriften, die den Sprachgebrauch regeln. Im Gerichtsverfassungsgesetz wie im Verwaltungsverfahrensgesetz.

rensgesetz wird festgestellt, dass die Gerichtssprache beziehungsweise die Amtssprache Deutsch ist. Die niederösterreichische Verfassung geht noch darüber hinaus, als sie den Zugang der Bürger zum Recht dadurch erleichtern will, dass sie eine „Beschränkung der Rechtsvorschriften auf das unbedingt erforderliche Ausmaß“ vorschreibt und „der Verständlichkeit der Gesetze und Behördensprache und der Bürgerfreundlichkeit der Verwaltung besondere Bedeutung“ beimisst.

Trotz dieser Normen ist die allseits beklagte Unverständlichkeit der Rechtssprache nicht nur in Deutschland sondern auch in Österreich ein von ewiger Jugend geplagtes Problem. In der Maxime ist man sich einig, dass sich die Sprache des Rechts durch Klarheit und eindeutige Begriffe auszeichnen sollte. Sprachzucht hat der deutsche Bundespräsident Gustav Heinemann gesagt, Sprachzucht sei ein Beitrag zur Demokratie.

Ich will das Thema nicht weiter vertiefen, denn die Erklärungsversuche, warum es bei den Lippenbekenntnissen bleibt, füllen Bände. Nur zum Abschluss dieser Frage sei eine Bosheit von Hans Magnus Enzensberger aufgeboten, der die Unverständlichkeit des Rechts nicht als Fehler betrachtet, „der sich beheben ließe; sie ist beabsichtigt“. Es sei naiv, so schreibt er in „Die Sprache des Rechts“,

*von dem lauthals verkündeten Transparenzgebot, wie es in der neueren Rechtsprechung angemahnt wird, mehr Klarheit zu erwarten. Die juristische Sprache ist ihrem Wesen nach Herrschaftssprache. Daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern. Ministerialbürokraten, Parlamentsausschüsse, Richter, Staatsanwaltschaften und Advokatur teilen ein Interesse daran, dass die Sphäre des Rechts ein Arkanum bleibt. Unverständlichkeit gehört zum Nimbus des Gesetzes [...].*

### **Die deutsche Sprache und die digitale Revolution**

Das *Haus der Deutschen Sprache* bliebe unvollständig, wenn wir die Welt der Handys, Smartphones, Tablets, Laptops und Computer aussparten. Sie werden fragen, ob auch die modernen Kommunikationstechnologien eine sprachliche Dimension haben. Das ist der Fall. Diese offenbart sich nicht nur in dem Stil wortkarger Direktheit und in neuartigen Wortverbindungen wie „Massenausforschungswaf-

fen“. Dieses Wortungetüm steht dem aus dem US-Amerikanischen stammenden Begriff des „militärisch-industriellen Komplexes“ in der Frage der Sprachästhetik in nichts nach. Aber der Lapidarstil und neue Wörter sind nicht die einzigen „Zugaben“ der digitalen Lebenswelt.

Die mit der modernen Informationstechnologie verbundenen Kontrollmöglichkeiten können die Menschen zur *Selbstzensur* veranlassen. Die Frage, wie frei wir in den neuen Medien sprechen oder schreiben, will bedacht sein. Man muss nicht das enge Verhältnis von Sprache und Denken bemühen, um deutlich zu machen, welche Gefahren für die Gedanken-, Meinungs- und Pressefreiheit hier lauern, die bekanntlich das Lebenselixier einer freiheitlichen Demokratie sind.

### **Desiderata und Hoffnungen**

Zu einem *Haus der Deutschen Sprache* gäbe es noch viel zu sagen: nicht nur was die Themen, sondern auch was die Methoden und die Veranstaltungsformen angeht. Aber die Zeit eines Vortrags ist viel zu knapp, als dass ich alle wichtigen Fragen streifen könnte, aber zwei weitere seien wenigstens erwähnt. Zu den Themen, die in einem *Haus der deutschen Sprache* gemeinverständlich aufbereitet werden sollen, gehört vorne an die deutsche Sprache als Zweitsprache, als Sprache der Zuwanderer. In diesem Zusammenhang könnte man zum ersten das Verhältnis von Mutter- und Zweitsprache erörtern und der Frage nachgehen, ob es tatsächlich ein Grundrecht auf Muttersprache gibt. Zum anderen wäre auf die Kanak- oder Kietzsprache einzugehen, die in dem der deutschen Sprache gewidmeten Beiheft zur Zeitschrift *Das Parlament* bereits als ein neuer deutscher Dialekt charakterisiert wird.

Der deutschen Sprache im vielsprachigen Europa wird die besondere Aufmerksamkeit zugekehrt werden. Das ist – soweit das künftige Sprachenregime der Europäischen Union in Rede steht – ein verminntes Gelände, das in der Union weithin tabuisiert wird. Die Kommission beschwört zwar die Mehrsprachigkeit. Doch die Sprachpraxis der europäischen Institutionen offenbart eine Vorherrschaft des Englischen. Die Strategie der deutschen Sprachexperten geht dahin, der Einsprachigkeit des Englischen entgegen zu wirken. Auf den Spuren von Gerhard Stickel und Amin Malouf plädiert Jürgen Trabant in

seinem jüngsten Buch für das Modell M+2. Das bedeutet, dass jeder Europäer wie jede Europäerin neben der Muttersprache und dem unvermeidlichen Basic-Englisch (Globalesisch, was sonst? So der Titel des Buches von Jürgen Trabant) eine dritte Sprache lernen sollte. Gern wird in diesem Zusammenhang Goethes Einsicht zitiert, dass wer fremde Sprachen nicht kenne, nichts von der eigenen wisse. Aber die tieferreichende Absicht eines intensiven Fremdsprachenstudiums wird von Berthold Auerbach mit dem nicht weniger populären Zitat auf den Begriff gebracht:

*Eine fremde Sprache lernen und gut sprechen gibt der Seele eine innere Toleranz; man erkennt, dass alles innerste Leben sich auch noch anders fassen und darstellen lasse; man lernt fremdes Leben achten.*

Denn hinter dem Konzept M+2 steht letztlich ein neues Menschenbild, nämlich das Ideal eines weltoffenen Unionsbürgers, der Brücken zwischen der Kultur seines Herkunftslandes und der anderer Länder zu schlagen weiß.

Was die Methoden und Veranstaltungsformen angeht, fehlt es mir nicht an Zeit, sondern vor allem an Sachkunde. Zur allgemeinen Freude hat sich die museale Kunst in den letzten Jahren gut entwickelt, so dass das Gemüt der Besucher nicht abdriften wird. Dem technologischen Fortschritt, insbesondere der Vielfalt der Medien sei gedankt.

Möge der Besucher aus dem noch zu errichtenden *Haus der deutschen Sprache* das Wissen mitnehmen, dass die deutsche Sprache – wie jede andere Sprache auch – das kulturelle Erbe überliefert und gleichwohl sich lebendig fortentwickelt. Der größte Wunsch der Fürsprecher eines solchen Hauses ist der, dass der Besucher das Haus frei von nationaler Überheblichkeit und in der Einsicht Harald Weinrichs verlassen möge, dass die deutsche Sprache „ein von intensiver Sprachkultur geformtes Werkzeug des Geistes ist“, und dass sie als Sprache des modernen Verfassungsstaats, der Literatur und der Wissenschaft, der Künste und der Medien niemanden im Stich lässt, der sich in dieser vielschichtigen Welt verständigen möchte.

Ich danke für die Aufmerksamkeit!





